Aus Ringen werden Ketten.

Roman von Robert Kohlrausch.

(4. Fortsetzung.)

Nun war das Kind eingeschlafen, mit seines Vaters Namen auf den Lippen. Hedwig stand leise auf und ging hinüber ins Wohnzimmer. Der friedliche Lichtkreis der Lampe lud sie zum Sitzen, aber die Unruhe in ihrer Seele trieb sie zum rastlosen Umherwandern an. Häufig trat sie ans Fenster und schaute hinaus in den trüben, traurigen Winterabend mit seinen umschleierten Laternenlichtern. Die Kälte war gebrochen, ein feuchter, jetzt noch dichter gewordener Nebel erfüllte die Luft. Mit Regenschirmen, die blank waren von Nässe, gingen die Leute auf der anderen Seite der Straße vorüber. Gedämpft kamen durch den Abendnebel die Klänge der fernen Turmuhr herüber.

Hedwig horchte darauf, zählte sie und wunderte sich, wie langsam die einsame Wartezeit verging. Sonst pflegte Bruno ihr abends vorzulesen aus irgendeinem guten Buche. Wo war er jetzt? Sie glaubte nicht an die späte Sitzung, — „nein, ich glaube nicht daran", sagte sie laut und erschrak vor der eigenen Stimme. Vor ihr stieg die Gestalt der Kunewka empor, wie sie vor zwei Abenden ihr so nah gewesen war in all ihrer blühenden, glühenden, sonnigen Lebenslust. Wenn er dort war, wenn er bei ihr war! Sie preßte die Hand auf das Herz, dessen Schlag sie zu hören meinte in der großen, lastenden Stille. Von der Straße her kam um diese Stunde kein Geräusch; das Haus lag in einer stillen, gartenreichen Vorstadt, wo das Leben zeitig am Abend entschlummerte.

Nun schlug es neun Uhr auf dem Kirchtum. Hedwig rechnete noch nicht auf das Heimkommen ihres Mannes; er war ja kaum eine Stunde fort. Aber die Unruhe, die sie umhertrieb, wuchs mehr und mehr mit jeder Minute. Wie Unheilsahnung lag es auf ihr. Sie nahm das Buch, aus dem ihr Mann ihr am vergangenen Abend vorgelesen hatte, versuchte allein weiterzulesen und sich die Stimme dabei vorzustellen, die sie liebte. Doch die Tränen traten ihr in die Augen, und sie mußte das Buch schließen. Jetzt begann sie das Umherwandern in dem stillen, einsamen Zimmer aufs neue.

Da — ein Geräusch! Es hatte gerade halb zehn Uhr geschlagen, als draußen die Korridortür mit gewohntem Ton geöffnet wurde. Hedwig versuchte, ruhig zu sein und sich zu sagen, daß Bruno noch nicht heimkommen könne, trotzdem aber eilte sie zur Tür und öffnete sie. Nun sah sie was ihr Herz nicht zu hoffen gewagt hatte: ihr Mann stand vor ihr. In Hut und Pelz kam er zu ihr herein, faßte mit ausgestreckten Händen die ihren, sah ihr tief in die Augen und sagte mit einem feierlichen, besonderen Ton: „Da hast du mich wieder".

„Das ist schön, daß du wirklich schon da bist, Bruno". Ganz ruhig klang ihre Stimme; nichts war darin zu spüren von der Aufregung der letzten Stunde. Nach einem ganz kleinen Schweigen setzte sie hinzu: „Wie kalt aber deine Hände sind! Und wie naß du bist! Regnet es denn so sehr?"

„Naß? Ich weiß nicht, ich hab' es nicht bemerkt. Aber ich glaube, daß es regnet".

„Du glaubst es?"

„Ja. Ich habe nicht weiter darauf geachtet. Es macht mir nichts. Ist Elli schon eingeschlafen?"

„Ja, sie schläft."

„Ich will aber doch noch zu ihr hinein. Ich hab' es ihr ja versprochen".

„Leg' doch den Pelz erst ab, er ist so naß. Bist du zu Fuß gegangen?"

„Gewiß, — ja. Lange bin ich umhergelaufen".

„Umhergelaufen?"

„Ja, bis ich nach Hause kam aus der Sitzung, meine ich. Aber ich will mir den Pelz wirklich ausziehen. Es ist hier so heiß".

Er ging hinaus und kam nach einer kleinen Weile in seiner Hauskleidung wieder herein. Es fiel Hedwig auf, daß er sehr bleich war.

„Daß du so früh kämest, hatte ich gar nicht gehofft", sagte sie freundlich. „Als die Tür ging, meinte ich, es wäre Fräulein Hegewisch. Die ist nämlich auch noch ausgegangen".

„Ja, ja, ich weiß".

„Du weißt es?"

„Ja — komm, laß uns zu Elli gehen."

Das Kind erwachte gleich, sobald es des Vaters leisen Anruf hörte, und begrüßte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Auch in seiner Art, mit dem Kinde zu sprechen, bemerkte Hedwig etwas, das ihr anders erschien als gewöhnlich: dieselbe feierliche, besondere Weise, womit er sie begrüßt hatte. Wohl zehn Minuten saß er an Ellis Bett und erhob sich erst, als Hedwig mahnte, das Kind nun wieder schlafen zu lassen.

Sie hatten kaum das Wohnzimmer betreten, als ein lauter Ton der elektrischen Glocke zu ihnen hereindrang.

„So spät, wer kann das sein?" fragte Düringer.

„Gewiß Fräulein Hegewisch, die den Korridorschlüssel vergessen hat".

Er war im Begriff, die Tür zu öffnen, als diese schon von außen sich auftat. Mit erstauntem, aufgeregtem Gesicht erschien das Hausmädchen in ihr, um zu melden:

„Es ist ein Herr draußen, der den Herrn Regierungsrat noch durchaus sprechen will."

„Ein Herr?"

Wieder versuchte Düringer die Tür zu gewinnen, doch trat schon der Gemeldete über die Schwelle.

„Sie — Herr Polizeikommissar?"

„Herr Regierungsrat verzeihen mein spätes Eindringen, aber es handelt sich um eine unaufschiebbare Angelegenheit. Ich komme in amtlicher Eigenschaft. Wenn ich vielleicht bitten dürfte, mit in Herrn Regierungsrats Arbeitszimmer gehen zu dürfen?"

„Gern, wenn Sie wünschen".

„Können die Herren die Sache nicht hier besprechen? Darf ich nicht hören, um was es sich handelt?"

Es war Hedwig, die fragte, und sie bemerkte selbst, wie ihre Stimme zitterte, doch hätte sie nicht sagen können, warum eine plötzliche Todesangst sie zu ersticken drohte.

„Gnädige Frau müssen gütigst entschuldigen, wenn ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann. Es handelt sich um eine Sache, die vorläufig nur zwischen dem Herrn Regierungsrat und mir besprochen werden darf".

„Dann muß ich mich fügen".

„Kommen Sie, Herr Kommissar, ich stehe zu Ihren Diensten".

Düringer öffnete die Tür zum Korridor und ließ den Beamten vorangehen. Hedwig blieb allein im Zimmer zurück; sie preßte die Hand aufs Herz, die Kräfte versagten ihr, sie sank schwer in einen Sessel. Von draußen kam der Klang einer zweiten geöffneten und wieder geschlossenen Tür, dann breitete sich die tiefe Stille des Winterabends über das Haus.

Ein unklar dumpfes Gefühl der Angst peinigte Hedwig, das deshalb gerade um so schwerer auf ihr lastete, weil es kein bestimmtes Ziel hatte. Bald aber mußte sie fühlen, daß es nur das Vorspiel einer noch weit gewaltigeren Erregung war.

Wenige Minuten hatte sie allein in unruhigem Grübeln verbracht, als draußen die Korridortür geöffnet und gleich darauf auch die Zimmertür schnell aufgerissen wurde. Fräulein Hegewisch war es, die aufgeregt hereinstürzte.

„Wissen Sie es denn schon, gnädige Frau? Haben Sie es auch schon gehört?"

„Was denn? Was gibt es?"

„Mein Gott, es ist ja schrecklich! Die ganze Stadt wird außer sich sein. Die Schauspielerin, die Kunewka" —

„Was ist mit ihr?"

„Ermordet — erwürgt hat man sie heute abend in ihrer Wohnung aufgefunden!"

„Um Gotteswillen, — das ist ja nicht möglich!"

„Also wissen Sie es noch nicht? Ich war doch in der Steinstraße bei meiner Freundin. Und wie ich auf dem Rückwege durch die Kurfürstenstraße ging, wo die Kunewka ja wohnte, da sah ich vor dem Haus eine Menge Menschen stehen. Ich wurde neugierig und fragte einen Schutzmann, was da los wäre. Der hat es mir dann gesagt: ermordet, erwürgt ist sie gefunden worden in ihrer Wohnung."

„Gräßlich, gräßlich! Wer denn, — wer hat es getan?"

„Das weiß man scheinbar noch nicht. Erst ganz vor kurzem hatte man's entdeckt. Als ich auf dem Hinwege vorbeikam, war noch alles wie sonst. Auch der Herr Regierungsrat werden da nichts bemerkt haben."

„Wieso, — mein Mann?"

„Ja, — oder sind der Herr Regierungsrat noch nicht zurück?"

„Doch, doch. Aber —"

„Ich meinte nur, weil ich auf dem Hinwege doch dem Herrn Regierungsrat begegnet bin gerade vor dem Hause, wo die Schauspielerin wohnte."

„Wieder dort, vor ihrem Hause?"

„Ich verstehe gnädige Frau nicht ganz! Es war das erstemal, daß ich ihm dort begegnete."

„Gewiß, gewiß, das erstemal. Haben Sie mit ihm gesprochen?"

„Einen Augenblick, ja. Der Herr Regierungsrat war aber eilig und sagte nur, er hätte dort auf einen Herrn gewartet, um zusammen in eine Sitzung zu gehen. Der Herr schiene aber nicht zu kommen."

„Und dann ging er fort?"

„Ja, nach den Anlagen zu."

„Und jetzt eben, — als Sie zurückkamen —"

„Da habe ich den Herrn Regierungsrat nicht wieder gesehen."

Hedwig, die bei der Schreckensnachricht aufgesprungen war, stand einen Augenblick wortlos mit ineinandergekrampften Händen. Dann sagte sie: „Bitte, sehen Sie doch nach, Fräulein Hegewisch, ob Elli nicht aufgewacht ist. Es war so viel Unruhe heute abend im Haus."

„Unruhe?"

„Ja, — bitte sehen Sie nach."

Das Fräulein ging ein wenig widerwillig und unzufrieden über den aufregenden Vorfall nicht noch ausführlicher sprechen zu dürfen. Kaum hatte die Tür sich hinter ihr geschlossen, als Hedwig ihr nacheilte den Schlüssel faßte und ihn umdrehte im Schloß.

Allein sein, — allein sein für ein paar Minuten um jeden Preis. Den Sturm der Gedanken, die sie peitschende, namenlose Furcht ohne Zeugen erdulden! Zur Besinnung kommen, bevor sie wieder angesprochen wurde und Rede stehen mußte. Was war denn geschehen, wovor bebte sie denn, als wenn Fieberfrost sie schüttelte? Ja, da waren Dinge vor denen sie zittern durfte. Wieder und wieder hatte sie seit vorgestern abend ihren Mann in Gedanken mit jener Schauspielerin zusammen gesehen; ihre leiblichen Augen hatten ihn am Nachmittag vor dem Hause der Kunewka erblickt, zu den Fenstern hinaufstarrend, hinter denen sie wohnte; vor ein paar Stunden war die Erzieherin ihres Kindes ihm wieder am selben Platze begegnet; hatte mit ihm gesprochen, so daß jeder Irrtum ausgeschlossen blieb, — und nun lag die Schauspielerin ermordet in ihrem Zimmer, während hier nur durch zwei Türen von ihr selbst getrennt, ein Polizeibeamter in dieser nächtlichen Stunde mit ihrem Manne verhandelte!

Sie machte sich in diesem Augenblicke noch nicht klar, welche Folgerung aus den Ereignissen gezogen werden konnte. Nur ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Klarheit Wahrheit, Beruhigung beherrschte sie. Dort im Zimmer ihres Mannes gab es vielleicht, wonach sie so ungestüm verlangte. Fräulein Hegewisch war noch keine zwei Minuten fort, und schon eilte Hedwig auf die Portiere zu, hinter der die Tür zum nebenan gelegenen Salon sich befand. Hinter dem Salon aber lag ihres Mannes Arbeitszimmer, ebenso wie das ihrige durch Tür und Portiere verschlossen.

Sie trat in den Salon, aus dem eine kalte Luft ihr entgegenschlug, und in dessen Fenster nur von der Straße her gedämpftes Laternenlicht hereindrang. Hedwig hatte für ein paar Sekunden fast vergessen, daß ihr Mann gegenwärtig nicht allein war; die namenlose Furcht vor etwas Unbekanntem, Gestaltlosem trieb sie vorwärts. Mit wenigen großen Schritten hatte sie den kalten, öden Raum durchmessen und legte die Hand auf die Klinke der Tür, die sie noch vom Zimmer ihres Mannes trennte. Jetzt erst brachte der Klang von matt und unverständlich durch die feste Tür zu ihr her tönenden Stimmen sie wieder zum vollen Bewußtsein ihrer Lage. Wenn sie hätte hören können, was dort nebenan verhandelt wurde! Vielleicht wäre dann mit einem Male von ihr genommen worden, was erstickend auf ihr lag. Sie fühlte sich von einer Macht getrieben, die stärker war als Wille, Gewohnheit, Erziehung; fast ohne sich klar zu werden über ihr Tun, drückte sie leise, behutsam die Klinke nieder und öffnete mit vorsichtiger Langsamkeit einen Flügel der Tür, so daß die dahinter niederhängende Portiere sich nicht bewegte.

Das Blut stieg Hedwig dabei so gewaltsam vom Herzen zum Kopfe, daß es ihr zuerst unmöglich war, zu sehen oder zu hören. Dann aber atmete sie tief, preßte die Hand fest auf das tobende Herz und schaute durch einen schmalen Spalt in der Mitte der Portiere hinein in das erleuchtete Zimmer ihres Mannes. Ihr gerade gegenüber saß er selbst in einen Sessel zusammengesunken mit einem fremden Ausdruck versteinernden Entsetzens auf dem Gesichte, das er dem zweiten im Zimmer befindlichen Manne starr zugekehrt hatte. Diesen erblickte Hedwig nur im Profil, doch erkannte sie trotzdem genau die gegensätzliche Ruhe seines Ausdrucks. Vorher hatte sie nur einen flüchtig-unklaren Eindruck von seiner Persönlichkeit gehabt, jetzt bemerkte sie, daß er allen gängigen Vorstellungen von einem Polizeibeamten widersprach. Er hätte für einen Offizier außer Dienst gelten können, vielleicht war er es wirklich. Die feste, sichere Haltung, das kurz geschnittene, leicht angegraute Haar die klugen, mit einem Kneifer bewaffneten Augen sprachen mehr für einen Hauptmann oder Major außer Dienst als für einen Polizeikommissär. Seine ruhige Stimme war tief und voll, aber offenbar durch Gewohnheit gedämpft.

„Die Nachricht hat Sie ja ganz niedergeworfen, Herr Regierungsrat. Kommen Sie zu sich, fassen Sie sich!"

(Fortsetzung folgt).

— Gut gegeben. Sie: „Ich bin eine vulkanische Natur; in mir glüht alles".

Er: „Darum habe ich mir an Dir so auch die Finger verbrannt."

Die Lebensrettung.

Von Dr. F. M.

„Es hat keinen Zweck, Wernke," sagte der Rechtsanwalt, „ich fürchte wir sind zu Ende mit unserer Wissenschaft. Sie müssen es zu tragen suchen."

„Es ist hart, auf meine alten Tage noch einmal anfangen müssen," antwortete sein Gegenüber, ein alter, wettergebräunter Schiffer, während er unruhig seine Mütze in der Hand drehte.

„Ja, es ist hart," wiederholte Herr Brandt freundlich, „und ich wünschte, ich wüste einen Ausweg. Aber ich weiß keinen."

„Herbert Hart ist ein harter Mann; schrecklich hart, Herr!" fuhr der alte Wernke fort. „Ich dachte, als ich zuerst mit ihm anfing, ich hätte etwas Gutes. Aber ich sehe jetzt meinen Irrtum. Ich wollte, ich wäre früher zu Ihnen gekommen."

„Ich auch, Wernke! Zu rechter Zeit hätte ich Ihnen vielleicht noch helfen können. Hart mit Namen und hart mit Herzen! sagen sie, glaube ich, hier von ihm. Er wußte jedenfalls, daß Sie nicht gerade vertraut wären mit Geldsachen, und daß bei Ihnen etwas zu holen sei."

„Herr!" rief der einfache, alte Schiffer aus, „ist es nicht furchtbar, wie hier Menschen Vorteil nehmen wollen von ihren Mitmenschen, die ihnen nie etwas zu leide taten!"

„Um auf unsere Sache zurückzukommen," erwiderte Doktor Brandt, „Sie können den Anteil, den Hart an Ihrem Kutter hat, nicht ausbezahlen?"

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr. Ich habe versucht, alles zusammenzusuchen, was ich konnte. Aber es sind schlechte Zeiten und die Summe ist groß."

„Ja. Allerdings. Und dann noch dazu das, was er Ihnen vorgeschossen?"

„Er sagt es sei für Betriebskosten und Versicherung."

„Mag wohl sein, aber reichlich viel ist es doch. Und Sie denken nicht, daß beim Verkauf des Kutters genug herauskommen werde?"

„Wohl kaum, Herr. Die „Käthe" ist alt geworden wie ihr Besitzer."

„Ja, dann wird es wohl so kommen, daß Hart den Kutter in seinen Besitz nimmt."

„Wie ich sagte, es ist hart, Herr! Aber ich sehe, daß es nicht weiter geht. Es kostete mich manches Jahr, bis ich sie kaufen konnte, aber wir müssen uns trennen, und ich muß irgendwo anders arbeiten."

Die Geschichte war furchtbar einfach. Wernke, Schiffer und Besitzer der „Käthe", hatte schlechte Zeiten gehabt, zu Hause und im Geschäft. So kam es, daß er Geld leihen mußte von Hart, dem gerissensten Geschäftsmann von Warnemünde. Dann kam das Unglück, Schlag auf Schlag; erst der ungewöhnlich niedrige Wasserstand, dann schlechtes Frachtgeschäft. Er brauchte mehr Geld, um seine Leute zu bezahlen, als einkam. Sein Boot war seine einzige Hoffnung. Hart wußte das. Er hoffte, es ganz in seinen Besitz zu bekommen, und dann seinen ersten Besitzer gegen mäßiges Gehalt als Führer anzustellen. Er wußte, daß Wernke dieses annehmen würde, denn ein anderes Fahrzeug in dieser Zeit und bei diesem Alter zu finden, wäre sehr schwer gewesen.

Als Wernke das Burau verließ, wanderte er mechanisch zum Hafen, wo die „Käthe" lag. Es war ihm recht bitter ums Herz. Er hatte versucht, für viele Jahre fromm und gottesfürchtig zu leben. Noch bevor er zum Rechtsanwalt ging, hatte er sich das Wort wiederholt: „Ich bin jung gewesen und nun bin ich alt geworden. Aber noch nie habe ich den Frommen verlassen gesehen und seinen Samen nach Brot suchen." Und auch jetzt noch auf dem Wege sandte er ein dringendes Gebet empor zu seinem Herrn: „O Herr, hilf mir, keinen Haß und böses im Herzen zu tragen, sondern die Sache als Geschäftssache zu nehmen."

Ein Mann stand neben seinem Boot, als Wernke dahinkam. Es war Hart selbst. Im ersten Augenblick ballte der alte Mann unwillkürlich die Fäuste, und das Blut stieg ihm in den Kopf. Dann dachte er an sein Gebet und versuchte, ruhig zu bleiben.

„Aha, Wernke!" sagte Hart. „Ich dachte, daß ich Sie hier treffen würde. Es tut mir leid, daß ich mir mit meinem Anteil so helfen mußte, aber Sie müssen es zu tragen suchen und als Geschäftssache betrachten."

„Ja," wiederholte Wernke leise und mit Aufregung, „ich will es als Geschäftssache ansehen, Herr Hart!"

„Das ist recht. Es ist traurig für Sie, aber vielleicht nicht so schlecht, als Sie denken. Das heißt nur, daß ich Besitzer der „Käthe" bin; aber ich sehen keinen Grund, warum Sie nicht Schiffer auf ihr bleiben wollen."

„Was meinen Sie, Herr?"

„Na," sagte der andere mit kurzem Lachen, „ich bin mein Lebtag nicht auf dem Wasser gewesen, und Sie denken doch nicht, daß ich selbst Schiffer werden will. Dann muß ich doch also jemand dazu haben!"

Zuerst war der alte Mann verwirrt und wollte von solcher Abmachung nichts wissen. Aber Hart stellte ihm seine Lage klar vor und erinnerte ihn an seine Frau und daß es schwer sein würde, etwas anderes zu finden. Dumm genug, aber Wernke mußte sich einverstanden erklären, trotzdem er auch hier sah, daß der Vorteil auf seiten Harts lag.

„Ich werde nun die geschäftlichen Sachen in Ordnung bringen," fuhr Hart fort, dessen selbstsüchtige und ungefällige Natur es ihn gar nicht sehen ließ, wie er den alten Mann durch seine Reden peinigte. „Ich werde die Kaufpapiere mitnehmen. Die „Käthe" ist doch übrigens noch in gutem Zustande?"

„Ja, Herr," antwortete Wernke, einen Augenblick stolz auf sie.

Hart zögerte.

„Ich habe eine Idee. Ich möchte wohl mal eine kurze Tour mit ihr machen; sind Sie dazu fertig, Wernke?"

„Nein, Herr; heute nicht!"

„Nur für eine kurze Stunde, um sie einmal kennen zu lernen. Sie ist ja doch bald mein eigen."

Wernke zögerte. Die Frage ging ihm wider den Strich. Aber er bezwang sich, und seine natürliche Einfachheit und Ehrlichkeit sagte ihm, daß Hart ein Recht hatte, das zu verlangen.

„Es ist nur der Junge da," antwortete er, „aber das Wetter ist gut. Wenn Sie wünschen, fahre ich etwas auf die See hinaus."

Sie gingen an Bord. Der alte Schiffer rief den Jungen. Sie machten die „Käthe" los. Es stand etwas Wind, gerade gut genug für eine Fahrt mit einem vom Lande. Hart stand hinten und sah dem Setzen des Segels zu. Dann nahm Wernke das Steuer und brachte sie an den Wind. Die „Käthe" war kein Vergnügungsboot. Das merkte Hart bald; denn der Platz war eng. Franz, der Junge, turnte flink und gewandt vorn herum. Wernke war still nach seiner Gewohnheit, wenn er im Dienst war. Er hatte seine Augen auf das Segel gerichtet und brachte die „Käthe" so dicht an den Wind als möglich.

„Fertig!" rief er plötzlich Franz an.

Dann legte er das Ruder herum.

„Achtung, Herr!" rief er Hart zu, „bücken Sie sich!"

„Ging gut, Herr! Nicht wahr?" fragte Wernke.

„Ja, ja," erwiderte Hart, welcher aber von der ganzen Sache nichts verstanden hatte. Dann wurde es wieder still an Bord.

Dunkle Gedanken schossen dem alten Mann durch den Kopf. Er versuchte, nicht daran zu denken, daß dieser Mann sein Feind war. Dann erinnerte er sich plötzlich, daß Hart das Verkaufsdokument bei sich hatte. Er versuchte, auch daran nicht zu denken. Nur ein kleines Stück Papier, aber es bedeutete soviel für ihn. Häßliche Ideen kreuzten seinen Kopf, aber immer wieder versuchte er, sie beiseite zu schieben.

Sie waren schon eine Stunde unterwegs. Wernke sah sich rings um. Der Wind war frischer geworden. Der Kahn bewegte sich etwas. Er sah Hart an, und dieser sagte: „Ich denke, wir sind weit genug gefahren. Es scheint stürmisch zu werden."

Der alte Mann lächelte. Er wußte was ein richtiger Sturm war. „Ja, Herr! Eine Minute, dann ist sie rum!"

„Franz, fertig!"

Wieder kam der Baum über, Wernke, der nicht gewohnt war, Passagiere an Bord zu haben, hatte dieses Mal vergessen, Hart zu warnen, und dieser, in seiner Unruhe wegen des Windes, hatte auch nicht aufgepaßt.

Es gab einen Klatsch, und Hart war von dem Baum ins Wasser geschlagen.

In Warnemünde erzählte man, daß der alte Wernke, wenn es darauf ankam, noch ebenso frisch war, wie das junge Volk. Ein Augenblick und er hatte die Lage begriffen. Er wußte, Hart konnte nicht schwimmen. Kurz entschlossen ließ er das Segel fahren, griff das Ende einer losen Leine an Deck und sprang über Heck ins Wasser. Keine fünf Sekunden lagen zwischen den beiden. Mit wenigen mäßigen Stößen erreichte er den unglücklichen Hart und griff ihn. Im selben Augenblick schlang er das Ende ein- oder zweimal um seine Hand und hielt fest fürs Leben. Die „Käthe" schoß vorwärts vor dem Winde. Das Ende spannte sich, und die beiden wurden einige fünfzig Meter mitgeschleift. Hart war beim Fall bewußtlos geworden, und daher war es für Wernke leicht, mit ihm fertig zu werden.

Der alte Schiffer, der nicht einen Augenblick die Ruhe verloren hatte, blickte zum Schiff zurück. Franz war nach Achtern gegangen und wußte was zu tun war. Er brachte den Kutter in den Wind, sodaß das Segel keinen Wind mehr bekam und zog das Tau langsam ein.

Die Gefahr war vorüber. Und nun kam der Versucher zu Vater Wernke. Langsam schwimmend, konnte er Hart mit der Hand, die das Tau hielt, über Wasser halten und hatte so die andere Hand frei. Und dann fühlte er mit der linken Hand ein dickes Packet in der Brusttasche des anderen. Er wußte, was es war. Er wußte, daß es das leichteste Ding von der Welt war, dieses Paket herauszuziehen und ins Wasser gleiten zu lassen. Er wußte, daß Hart es selbst sehr wohl glauben würde und niemals Verdacht gegen den Alten haben würde, der sein Leben gewagt hatte, um ihn zu retten. Und er wußte, daß wenn einmal das Dokument verloren war, er seine Ansprüche nicht weiter erheben konnte.

Alles dieses flüsterte ihm der Versucher ins Ohr. Da kam aber auch schon der gute Engel. Gerade als seine Finger die Tasche berührten, schoß ein dringendes Gebet nach oben — und wurde erhört: Herr, hilf mir, es als Geschäftssache anzusehen, und bewahre mich vor Sünde und Betrug!

Franz holte sie langsam heran, zwanzig Meter, zehn Meter. „Nimm ihn zuerst," rief der alte Mann, und Franzens starker Griff hob Hart aus dem Wasser. Dann kletterte Wernke hinterdrein. Er sagte nur: „Nimm das Ruder, und fahre zum Hafen!" Dann tat er, was er konnte, um den halb bewußtlosen Mann wieder munter zu machen.

Wernke merkte, daß, als Hart wieder etwas zu sich kam, er nach der Brusttasche faßte und ein etwas sonderbares Gesicht machte.

Schnell ging die Fahrt zurück vor dem Winde. Als der Liegeplatz erreicht war, sagte Hart nicht viel. Er wußte eigentlich immer noch nicht recht, was sich ereignet hatte. Aber er bestellte Franz zu sich in sein Haus und ließ sich von ihm die Geschichte erzählen.

Am Abend saß Wernke neben dem Ofen mit seiner letzten Pfeife. Er war allein, denn seine Frau war schon zu Bett gegangen. Plötzlich klingelte es, und als er öffnete, stand Hart draußen.

„Ich komme, um Ihnen zu danken, daß Sie mir das Leben gerettet haben," als er eintrat und sich niedersetzte. „Als ich sie heute früh verließ, wußte ich gar nicht recht, was eigentlich geschehen war, aber Franz erzählte mir alles. Wernke, ich bin ihnen von Herzen dankbar."

Wernke nahm seinen Dank an mit dem Bemerken, daß er nur getan hätte, was er für jeden andern auch getan haben würde.

„Aber war es nicht schwerer für mich?" fragte Hart eindringlich.

„Nein, Herr!" rief der alte Mann aus. „Ich habe niemals daran gedacht."

„Ich glaube Ihnen — und ich danke Ihnen. Aber, selbst wenn Sie mein Leben retteten, — konnte nicht was anderes verloren gehen?"

Wernke sah ihn gerade an, bevor er leise antwortete: „Ja, Herr! Ich wußte es; ich — ich dachte auch daran, aber, Gott sei Dank, es ist nicht verloren."

Ein oder zwei Minuten war es still, dann sagte Hart mit für ihn seltsam weicher Stimme:

„Wernke, ich habe Ihnen unrecht getan. Ich habe versucht, Sie auszunutzen, von Ihrer Ehrlichkeit und Offenheit Vorteil zu ziehen, und habe getan, was, wie ich nun sehe, nicht besser als Betrug ist. Und ich wünsche mit Ihnen in Ordnung zu kommen. Sie haben mich etwas gelehrt heute, was ich hoffentlich nie wieder vergesse. Ich schulde Ihnen mein Leben und noch mehr. Lassen Sie mich versuchen, es Ihnen zurückzuzahlen."

Und er zog ein Paket aus der Tasche, zeigte es dem alten Mann und sagte:

„Es ist noch etwas feucht, aber Ihr Feuer ist gut."

Und dann gab es ein Zischen und Aufflickern, als Hart Rechnung machte, und der alte Wernke war wieder alleiniger Besitzer und Schiffer von der „Käthe". Der Anteil war völlig abbezahlt.

Das Tränken der Pferde.

Den Pferden wird in der Regel täglich dreimal Wasser gegeben. Manche tränken dieselben vor der Fütterung oder während derselben, andere nachher. Man nimmt an, daß alle Tränkmethoden bekömmlich sind, sobald die Tiere sich daran gewöhnt haben. Wenn während der Futterzeit getränkt wird und die Tiere nehmen viel Wasser auf, so könnte wohl, wie manche annehmen, ein vorübergehendes Gefühl der Sättigung erzeugt werden, das dieselben von weiterem Fressen abhalte. Sowohl durch das Saufenlassen während der Fütterung als auch durch reichliche Wasseraufnahme vor derselben werde der Magensaft, wie härfig angenommen wird, zu sehr verdünnt, weniger wirksam und dadurch die Verdauung verlangsamt. Es kann kaum bezweifelt werden, daß durch sehr reichliches Saufen vor oder während des Fütterns die Verdauung sich langsamer vollzieht. Ob aber die Ausnützung der Nahrung dadurch beeinträchtigt wird, konnte bisher nicht nachgewiesen werden. Beobachtungen sollen ergeben haben, daß bei der eben geschilderten Art des Saufenlassens der Pferde viele Hafertörner unverdaut abgehen.

Es ist wohl vom Standpunkte der Wissenschaft aus das Richtigste, die Pferde regelmäßig vor dem Haferfutter, nachdem sie vorher etwas Heu oder Häcksel gefressen haben, zu tränken und ihnen einige Zeit nach dem Verzehren des mit Häcksel gemengten Hafers nochmals Wasser anzubieten. Ersteres erscheint deshalb zweckmäßig, wenn z. B. wegen stärkeren Wasserverlustes bei angestrengter Arbeit Speichel und Magensaft dickflüssig geworden sind. Im allgemeinen sind die Pferde aber vor oder bei dem Beginn der Fütterung sehr selten durstig und wenn sie saufen, so nehmen sie weniger Wasser auf als nach derselben. Namentlich in der kalten, kühlen und auch in der warmen Jahreszeit, wenn sie vorher nicht schwer arbeiten mußten, ziehen sie zu Anfang der Fütterung häufig das Fressen dem Saufen vor.

Abgeführt.

Der unter den deutschen Klassikern genannte Schriftsteller Adolf v. Knigge (1752—96), Verfasser des bekannten, vielgelesenen Buches „Ueber den Umgang mit Menschen," war in seinen jüngeren Lebensjahren als Assessor im landgräflichen Finanzkollegium in Kassel tätig, wodurch er auch Zutritt zu den geselligen Veranstaltungen der Hofgesellschaft erlangte. Dabei ließ er seiner spöttischen Laune öfters recht freien Lauf, wodurch er zwar häufig den Beifall der lachlustigen Hofgesellschaft erntete, anderseits aber auch wegen seines beißenden Witzes, vor dem sich niemand sicher fühlen konnte, gefürchtet war und sich manche Feindschaft zuzog.

Einst brachten amtliche Kuriere, die durch Wien und Frankfurt a. M. gereist waren, die Nachricht von dem Ausbruche kriegerischer Absichten der Türkei gegen Oesterreich mit, bei welchem Anlasse fanatische Muselmänner in Konstantinopel nach alter Sitte am 10. Mai, dem höchsten mohammedanischen Feiertage, um den Geist des Propheten zu versöhnen, einen Juden neben einem Esel lebendig begraben hätten. Der Sage nach soll nämlich Mohammed an den Folgen eines Giftes gestorben sein, welches ihm eine jüdische Frau allmählich in den Speisen beizubringen gewußt habe.

Während man sich nun in der Hofgesellschaft über diese Neuigkeit unterhielt, rief Knigge aus einem Kreise von Damen heraus dem bei Hofe wegen seiner geschickten Finanzoperationen sehr geschätzten Oberhofagenten Fridel, einem Israeliten, die Worte zu: „Wie gut war es doch da, Herr Oberhofagent, daß Sie am 10. Mai nicht in Konstantinopel waren!"

„Gewiß," entgegnete Fridel gelassen, „war das ein Glück für mich. Aber auch für Sie, Herr Baron, war es recht gut, daß Sie an jenem Tage nicht dort, sondern hier in Kassel waren."

„Wieso denn für mich?" fragte Knigge nun betreten. „Ich bin doch kein Israelit!"

„Allerdings nicht, aber Sie vergessen, daß in Konstantinopel außer dem Juden noch jemand begraben wurde."

Stürmisches Beifallsgelächter der gesamten Hofgesellschaft belohnte diese treffende Abfertigung des gefürchteten Witzboldes.

— Erklärt. „Na, Frau Mayer, schau'ns doch Fräulein X. an, die wird aber häßlich. Ihre Nase wird ja immer länger".

„Ja, ja, das kommt halt daher, daß sie ihr Exbräutigam ein ganzes Jahr an der Nase herumgeführt hat".

— Ein schlaues Jüngelchen. Vater: „Wenn ich jemandem 1500 Dollars zu 6 Prozent borge und zwar auf ein Jahr, wieviel Zinsen bekomme ich dann?"

Moritzchen: „90 Dollars, Tateleben."

Vater: „Gut! Sehr gut! Wenn ich nun aber statt 6 Prozent, sagen wir mal, 12 Prozent nehme, was gibt es dann?"

Moritzchen: „Ne Anklage wegen Wucher, Tatel"

— Fatal. Eine junge Frau (an ihre Mutter schreibend): „Mit Eugen komme ich sehr gut aus. Er ist ruhig und sauft (sanft) wie kein zweiter".

— Getroffen. Schulinspektor: „Peter Fraß, jetzt frage ich Dich, weißt Du, was Recht und Unrecht ist?"

Schüler (verlegen sich reckend): „Nee!"

Schulinspektor: „Nun, ich will Dir zu Hilfe kommen; Du kannst Dich wohl nur nicht richtig ausdrücken. So sieh' einmal, wenn dort Dein Mitschüler Erich Habenicht von seiner Mutter eine Semmel erhält, und Du nimmst sie ihm weg, was tust Du da?"

Schüler: „Ich esse sie auf!"

— Der Widerspruchsgeist. „Meine Frau ist der Widerspruchsgeist in der höchsten Potenz. Sage ich ja, sagt sie nein; finde ich etwas schwarz, findet sie's weiß; habe ich einen Bierrausch, kriegt sie Weinkrämpfe!"

— Der Bekannte. Professor: „Ach, was für reizende Kinderchen — vermutlich Zwillinge?"

Mutter (stolz): „Ja, zwei Knaben".

„Wie nett! Gehören Ihnen beide?"

— Immer Geschäftsmann. Herr: „Wie viele Ihrer Töchter sind schon verheiratet, Herr Goldstein?"

„Fünfundsiebzig Prozent!"